



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Was is, Voisl? fragte die Kellnerin aus der Hausthür, als der Bursch herankam.

Er blieb einen Augenblick stehn, vom Regen triefend. Dem Joseph habenz einz naufgeschossen — droben in der Wimbach hat er gelegen — der Maxl sollz than habn — jetzt bringens ihn herauf, und i muß ins Haus hinauf, daß alles gerichtet wird — — er war bei den letzten Worten schon wieder im Lauf.

Herr du meines Lebens, o du mein Herrgottle, schrie die Kellnerin. Aus dem Hause und drüben aus dem Stalle kamen alle Leute zusammengeweilt: Was is? Was is? — Der Maxl hat den Joseph derschossen, den eignen Bruder hat er derschossen! Gleiwerdens ihn bringen!

Ausrufe des Entsetzens von allen Seiten und gespannte Blicke die Landstraße hinunter.

Ei ei ei, hm hm hm! sagte der Geheimrat — so ganz schlimm wird hoffentlich die Sache nicht sein — der Bote hat nichts von „erschossen“ gesagt —, aber böz genug ist sie doch. Nämlich der Joseph — daß der Schlingel das Wildern nicht sein lassen kann, er ist einer der verwegensten Wildddiebe, obgleich er ein wohlhabender Bauer ist, und sicher ist das Unglück beim Wildern geschehn — der Joseph ist nämlich der Traubei ihr Zukünftiger, und der Maxl — aber ich kannz nicht glauben, daß ers wirklich gewesen ist — ist sein Halbbruder, einer der Forstgehilfen. Es ist übrigens ein Prachtkerl, der Joseph, ganz mein Liebling. Wenn das die Mädels droben wüßten. Ei ei ei!

Dann kam der Zug die Straße herauf, der Förster voran. Die Männer trugen eine aus jungen Tannenstämmen hergerichtete Bahre, auf der eine mit einer Decke verhüllte Gestalt lag. Ein Haufen Kinder und Weiber folgte.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Stadtbibliotheken. Heft 21 der Grenzboten brachte eine ziemlich eingehende Besprechung des Buchs von E. Schulze über „Freie öffentliche Bibliotheken, Volksbibliotheken und Lesehallen.“ E. Schulze mag sehr gründliche und nützliche Studien über diesen Gegenstand angestellt haben, und sein Urteil mag in den meisten Fällen zutreffen. Wenn er aber die Stadtbibliotheken des Deutschen Reichs für ziemlich überflüssig erklärt und besonders von der Breslauer sagt, er könne ihren Zweck nicht ergründen, so scheint ein Wort der Verteidigung um so mehr angezeigt, als die Angegriffnen selbst zu schweigen vorziehen.

Zunächst ist die Breslauer Stadtbibliothek nicht eine Anstalt für sich, sondern sie ist mit dem Stadtarchiv aufs engste verbunden, sodasz sie in denselben schönen Räumen eines eignen monumentalen Gebäudes untergebracht ist und von denselben Beamten wie jenes verwaltet wird. Dieses Archiv birgt aber so reiche Schätze für die politische und die Wirtschaftsgeschichte Breslaus und Ostdeutschlands seit 1300, für die Geschichte der deutschen Sprache — Konrad Burdach hat vor vier Jahren einen ganzen Winter hier gearbeitet —, für die Kirchengeschichte Schlesiens, in zahlreichen Briefbänden für die Geschichte der Reformation, daß die Stadt Breslau

jedenfalls schon um deswillen gezwungen wäre, einen Sachmann anzustellen, die nötigen Räume zu schaffen und das Archiv der Wissenschaft zu erschließen. Oder soll eine Stadt wie Breslau diese Schätze und Zeugnisse ihrer stolzen Vergangenheit etwa an das königliche Provinzialarchiv abtreten, das bis jetzt nichts weniger als ein Muster darin war, die Arbeit in ihm und mit ihm zu erleichtern? Dabei ist das Interesse am Stadtarchiv durchaus nicht auf einen kleinen Kreis beschränkt. Als besonderes Institut ist es nun eigentlich älter als die Bibliothek. Denn diese ist erst aus den alten Kirchenbibliotheken erwachsen, der von St. Elisabeth, die der Freigebigkeit des reichen Patriziers Rehdiger die allerwertvollsten Stücke verdankt, der von St. Maria-Magdalena und der ihrer Zeit auch recht bedeutenden von St. Bernhardin. Die Bestände aus diesen Bibliotheken umfassen freilich hauptsächlich Theologie, Geschichte, Sprachwissenschaft und Philologie, ohne daß aber ihr Reichthum aus älterer Zeit damit erschöpft wäre. Seit einem Menschenalter jedoch bestrebt sich der Leiter der Bibliothek, die reichen Mittel, die die Stadt besonders in dem letzten Jahrzehnt bereitgestellt hat, zu Anschaffungen zu verwenden, wie sie sich aus der Stellung der Stadtbibliothek zwischen der „Königlichen und Universitätsbibliothek“ einerseits und den Volksbibliotheken und drei Volkslesehallen andererseits ergeben, Anschaffungen, die der Stadtbibliothek allgemeines Interesse und die starke Benutzung durch alle wissenschaftlich und literarisch thätigen Kreise der Stadt und Provinz sichern, und die sie für das geistige Leben beider zu einem wichtigen und notwendigen Institut stempeln. Das Hauptverdienst hierbei gebührt unstreitig dem Direktor. Er hat die Einrichtungen für die Benutzung musterhaft gestaltet. Das hat auch die Staatsverwaltung anerkannt, indem sie der Stadtbibliothek vor einigen Jahren eine vollständige Sammlung der reichsdeutschen Patentschriften überwiesen hat, die sie seitdem auf dem Laufenden erhält. Worin aber die Stadtbibliothek der Königl. voraus ist, davon mag es erlaubt sein, einiges aufzuführen: Es gehören dahin die Besuchsstunden, deren Zahl bei der Stadtbibliothek im Winterhalbjahr fast um die Hälfte größer ist, und die außerdem besser verteilt sind, da sie an fünf Tagen auch die Zeit von vier bis sieben Uhr nachmittags umfassen. Des weitern ist zu rühmen die Gebarung bei dem Leihverkehr mit auswärtigen Bibliotheken, die Gelegenheit, den Katalog zu benutzen, die Weitherzigkeit beim Ausleihen, womit die rigorose und kleinliche Art des staatlichen Instituts arg kontrastiert, da dieses selbst bei geringwertigen Büchern trotz genauer Namensangabe des Entleihers noch auf seinem Schein besondrer Legitimation besteht, endlich der Verkehr mit dem Publikum: hier unabhare Amtshoheit und Ungefälligkeit in jeder Beziehung; bei der Stadtbibliothek aber wetteifern die drei Bibliothekare, die absichtlich aus verschiedenen Studiengebieten ausgewählt sind, mit ihrem Direktor in unermüdlcher Geduld und Liebenswürdigkeit, sich jedem Benutzer als wahre Helfer und Berater zu erweisen. Darüber ist in allen Kreisen Breslaus nur eine Stimme. Dankesworte in den Vorreden recht verschiedenartiger Bücher bezeugen dies oft genug. Ihren deutlichsten Ausdruck aber fand diese Meinung jüngst, als das Jubiläum der fünfundsingzigjährigen Amtsthätigkeit des Direktors trotz ernstlichen Sträubens des Jubilars durch eine größere Feier begangen wurde. Und es war nur natürlich, wenn in der Sitzung des Geographentags des Gefeierten auch gedacht wurde. Denn die schönste und wertvollste Gabe, die der Versammlung dargebracht worden war, dankte sie ihm, dem wahrhaft bescheiden Gelehrten, nämlich eine musterhafte Ausgabe des Textes und eine treffliche Übersetzung der ersten Beschreibung Schlesiens aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts.

Den ältern Grenzbotenlesern ist der verdiente Mann übrigens nicht fremd, wenigstens konnten sie vor Jahren einige Aufsätze von ihm in dieser Zeitschrift finden.

W. R.

Die heilige Neun. In der Abhandlung „Die mystische Neunzahl bei den Deutschen“ (Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften 1897) hat der jüngst verstorbene Altmeister auf dem Gebiete der deutschen Altertumswissenschaft, R. Weinhold, den Beweis geliefert, daß nicht nur die Germanen, sondern auch andre Völker namentlich arischen Stammes neben der Dreizahl auch deren Quadrat, die Neun, heilig gehalten haben. Erst nach der Einführung des Christentums ist sie durch die semitische Sieben beschränkt worden, wie sie in einzelnen Fällen auch der christlichen Zehn weichen mußte. An Weinholds Abhandlung hat vor kurzem Heinrich Meyer Benfey in seinem Aufsatz Von der Siebenzahl (Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 1900, Nr. 256 und 257) angeknüpft.

Es ist ein reiches Material, das Weinhold gesammelt und zusammengestellt hat, und die daran gewandte Mühe ist um so größer, als die Belege keineswegs offen daliegen, sondern in der Litteratur der ältern und der neuern Zeiten, in den Bräuchen, dem Glauben, oder besser gesagt Aberglauben, den mündlichen Überlieferungen des Landvolks meistens tief versteckt sind. Leichtler findet man die Zeugnisse für die Auffassung der nordischen Völker. Bei der Durchsicht der Eddalieder stößt man bald auf Stellen, aus denen die Schätzung der Neunzahl deutlich wird, in dem Register der Simrock'schen Edda, die wohl immer noch die am meisten verbreitete ist, sind unter dem Worte Neun mehrere Beispiele angeführt. Nun liest man in einem isländischen Bericht über die Eröffnung des diesjährigen Landesthings (Zeitung Isafold Nr. 44) folgenden Satz: En thingmenn stodu upp og hrópudu: Longi lifi Kristján konungur hinn Niundi með níkölu hurra. Das heißt: Aber die Abgeordneten erhoben sich und riefen: Lange lebe König Christian IX. mit neunmaligem Hurra. Danach zu urteilen ruft man auf Island nicht dreimal, wie sonst überall, sondern neunmal Hurra. Das ist jedenfalls auch ein Überbleibsel der alten Schätzung der Neunzahl, denn auf die Neun im Titel des jetzt gerade regierenden Königs wird man doch die neunmalige Ovation nicht zu beziehen haben. Übrigens wird man dabei auch lebhaft an die neuerdings so viel besprochenen neunmaligen Komplimente der Chinesen erinnert.

f. K.

Wie gehts? „Guten Morgen! Wie gehts?“ so ruffst du deinen Freund Mayer an, der dir in der Königsstraße begegnet, und schüttelst ihm etwa mit einer Verneigung und lächelnder Miene die Hand. „Wie gehts Ihnen?“ — also das soll doch wohl heißen: „Wie haben Sie heute nacht geschlafen? Was ist Ihnen heute morgen schon für ein Glück oder lieber Unglück begegnet? Erfreuen Sie sich zur Stunde noch der Nüchternheit? Desgleichen einer ungestörten Verdauung? Wie? oder sollten Sie zur Abwechslung an dem und dem leiden? oder an Herzklopfen, das zu so bösen Zufällen führt? oder an Kopfweg, das so oft vom Herzklopfen kommt, öfter aber davon, daß man herzlos arbeitet, lebt, genießt? Oder ist es ein Übel weiter drin oder weiter außen: Menschenhaß? Leutescheu? Mangelnde Rundschaft? Launischer Prinzipal? Drohender Prozeß? Häuslicher Zwist? Mißratende Kinder? Böse Nachbarn? Peinliche Zeitung? Anonyme Briefe?“ — Mindestens dies und noch vieles andre ist der Inhalt deiner Frage „Wie gehts?“; und du verlangst in der kurzen Frist, während du deines Mayer Hand wieder losläßt und einem Kollegen, der hinter dir vorbeistreift, zuwinckst, und vor der Dame, die auf der andern Seite der Straße einherfregattet, den Hut tief zieht, um dann mit einem Blick auf deine Uhr dich zu empfehlen, weil du keine Minute übrig habest, keine Sekunde — in diesem kurzen Augenblick verlangst du eine Antwort auf alle diese Fragen, was dasselbe ist, als daß er, Mayer, schon vor seinem Einschwenken von Haus auf die Straße seinen Spruch abschnurren gelernt habe, heute so, morgen anders, um nicht von der Wucht der plötzlichen Frage „Wie gehts?“ überwältigt zu werden. — Mensch! bedenke die Zumutung! —

Wenn du auf den elektrischen Knopf drückst, und ein Geläute erfolgt; wenn du an elektrischen Schalter drehst, und es Licht wird, so ist das ein Wunder von Wirkung, aber immer nur entspricht hier einer Bewegung eine Erscheinung. Deinen Freund oder Scheinfreund — zufolge stiller Übereinkunft nämlich ist's dein Feind — nimmst du heran, drückst ihm auf den Knopf und verlangst die Leistungen des Phonographen, ha! des Psychophonen, nämlich Generalbeichte seines Erlebens, Thuns und Leidens in der Kürze und Rhythmiß der elektrischen Klingel! Ist das Vorahnung neuer Erfindungen? oder gedankenlose Anmaßung? oder grausame Tortur? Wahrlich! Tortur ist's, berechnete Tortur, ausgedacht von der Neuzeit und gekleidet in die Form der allgemeinen Höflichkeit, deren wir uns ja mehr und mehr rühmen. Die Kultur, die Verfeinerung der Sitten erklärt alles. Wir spucken nicht mehr voreinander aus, ballen nicht die Faust, weisen nicht die Zähne, wir werden nicht einmal rot vor Zorn, wenn wir unsern Feind sehen; wir fragen: „Wie geht's?“ — sehen kalt lächelnd, wie der andre sich krümmt zwischen der Pflicht der Artigkeit, etwas vernünftiges zu antworten, und der Gewißheit, daß wir einstweilen von ihm denken: Hol dich der Teufel!

Am jüngsten Tage giebt man Rechenschaft von jedem unnützen Wort. Gehört dazu nicht auch die Frage: Wie geht's? Mit nichts. Sie hat ihren Sinn und Nutzen, gewinnt dem Feind den Vorteil ab oder macht dem Freund das Leben sauer. Unnütze Worte wird dereinst nur der zu beantworten haben, der auf die Frage „Wie geht's?“ jemals etwas erwidert hat.

P. f.



Litteratur

Grundriß zum Studium der politischen Ökonomie von Professor Dr. F. Conrad, Halle a. S. Erster Teil: Nationalökonomie. Dritte, wesentlich erweiterte Auflage. Jena, Gustav Fischer, 1900

Der Verfasser unterscheidet im Vorwort zwischen Grundriß und Handbuch; in einem Handbuch müsse das ganze Material niedergelegt, darum auch die Litteratur vollständig angegeben sein; in einem Grundriß wirke es nur verwirrend auf den Leser, wenn ihm eine zu große Auswahl von Schriften vorgelegt wird, weil er selbst die richtige Wahl nicht zu treffen vermag. Das ist sehr richtig, die Beschränkung der jedem Kapitel vorangeschickten Litteraturnachweise auf die allerwichtigsten Werke ist ein wirklicher Vorzug des Buchs, das wir weiter nicht zu empfehlen brauchen, weil seine materiellen und formellen Vorzüge längst anerkannt sind. Grenzbotenleser, die das Buch benutzen, werden finden, daß wir in vielen brennenden Fragen mit Conrad übereinstimmen, so z. B. in der Ansicht über Wert und Preis. Auch Conrad gelangt zu dem Ergebnis, daß sich der sehr verwickelte Vorgang der Preisbildung nicht in eine einzige kurze Formel bringen läßt, daß bei umentbehrlichen Gütern des Massenverbrauchs die auf ihre Herstellung verwandte Arbeit den Ausschlag giebt, und daß Tauschwert und Preis zusammenfallen. Wie wir, mahnt auch er zur Vorsicht bei der Anwendung des Wortes Volksvermögen und macht auf die Fehler aufmerksam, die bei der Schätzung dieses Vermögens gewöhnlich begangen werden. In dem Kapitel, das die Abhängigkeit des Volkswohlstands von der physischen, intellektuellen und moralischen Leistungsfähigkeit der verschiedenen Völker darstellt, findet man eine sehr gute Charakteristik der hauptsächlichsten Nationen. Es heißt da unter anderm: „Der Slawe und der Romane hat, was er weiß, in jedem Momente präsent und weiß es in gefälliger Form zu